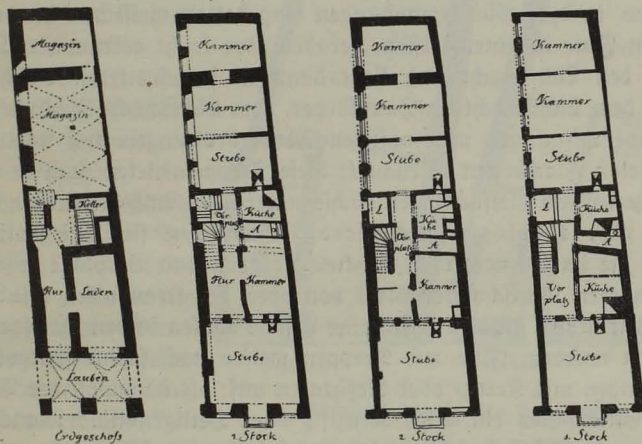


**Bauwerke.** Die Bevölkerung der alten Stadt war keine gleichartige und es herrscht demgemäß auch nicht ein einziger Bautypus. Die anfänglichen Ansiedler waren mindestens teilweise Uferbürger, deren Häuser mit Wirtschaftsgebäuden und wohl auch kleinen Gärten und Höfen in der Stadt, überdies mit Anteilen an Wiese und Weide außerhalb der Mauer verbunden waren, letzteres noch bis ins 17. und 18. Jahrhundert herauf. Erst allmählich verdrängten Handel und Handwerk mehr und mehr den landwirtschaftlichen Nebenerwerb. Neben Uferbürgern und Gastwirten, Kaufleuten und Handwerkern hatten sich in der Altstadt aber, wie die Urkunden besagen, schon im späten Mittelalter auch Orden, Klöster und Edelgeschlechter Behausungen erworben und breitete sich später der Hof, das Hofgesinde, die Beamtschaft mehr und mehr aus. Hofbauten und teilweise auch Edelfitze treten aus den übrigen Bauten abweichend heraus; die große Menge aber bilden die Bürgerhäuser, unter denen sich wieder die Handelshäuser und Gastherbergen der Hauptstraße einerseits und die Handwerker- und Kleinkrämerbehausungen der Nebengassen andererseits unterscheiden. Wir schicken hier eine allgemeine Charakteristik der Innsbrucker Altstadt Häuser der Einzelbeschreibung voran.

Die ältesten Häuser waren, wie in anderen Städten, sicherlich Holz- und Fachwerkbauten; die häufigen Brände, die die Stadt im Mittelalter erlebte (1292, 1333, 1340, 1390 u. a.), haben von ihnen kaum einen Rest übrig gelassen. Doch zeigen alte Abbildungen (Dürers „Insprug“ 1495, der Annaberger Altar von Sebastian Schel 1517) noch am Ausgang des Mittelalters viele Kiegelbauten. Erst seit dem 14. Jahrhundert mehrte sich in den deutschen Städten die Neigung zum Steinbau, in Innsbruck begünstigt durch den nahen Baustein der Höttinger „Nagelfluh“. In den heutigen Häusern dürften manche kreuzgewölbte Keller ins 14. Jahrhundert zurückgehen; an den Oberbauten tragen jene in Haustein gearbeiteten, dem Grundgefüge des Hauses angehörigen Teile, die bei allen späteren Änderungen belassen wurden — die Steineinfassungen der Tore, die Pfeiler und Wölbungen der Lauben, des Flurs, der Treppen — durchaus die Formen der Spätgotik, die hier allerdings bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts und vereinzelt ins 17. Jahrhundert fort dauern, und der beginnenden Renaissance, die seit der

Mitte des 16. Jahrhunderts deutlicher hervortritt. Der Umbau Innsbrucks in Stein dürfte also in den Jahrhunderten der Mittelalterswende erfolgt sein.

Die Verbauung war bei dem engen Umfang der Stadt wohl schon bald ziemlich dicht und nahm schließlich gerade hier einen Grad übermäßiger Bolldrängung an, der die Anlage und Bauart aufs tiefste bestimmte. Die Häuser stehen mit ganz schmaler, meist drei, aber auch zwei und ein Fenster breiter, sehr hoher Front (vier, fünf Geschosse) an der Straße, reichen aber sehr weit in die Tiefe hinein. (Grundrisse S. 9,



1. Grundriß des Hauses Herzog Friedrich-Strasse 23.

19, 37.) Ganz besonders die Kauf- und Herberghäuser am „Platz“, welche große Geschäfts- und Borratsräume, Stallungen, aber auch für das reichliche Gesinde Kammern brauchten, gehen oft fast zur nächsten Gasse zurück; die kleineren Häuser der Nebengassen hingegen sind, schon weil ihnen durch jene die Entwicklung nach hinten gesperrt war, weniger tief und schmal. Die obersten Geschosse (unter denen meist die Erker aufhören) sind vielfach später aufgesetzt, ebenso wurde nach hinten zugebaut. Die Gemächer drängten sich an die Straßen- und Hofseite des Hauses, meist die ganze Breite des Hauses erfüllend, durchaus tiefenwärts angeordnet; für Küche und Treppe blieb nur die Mitte des Hauses und war daher eine eigene Lichtzufuhr von

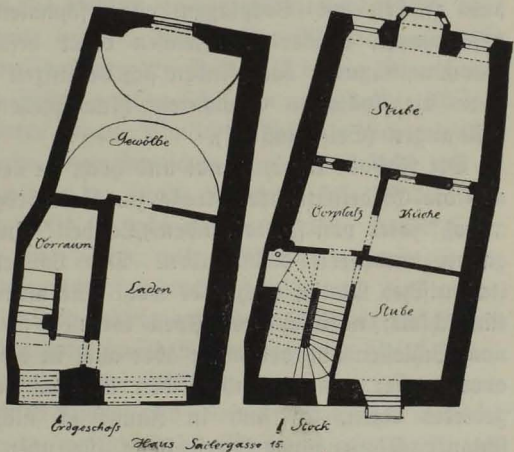
oben erforderlich; sie geschah durch die eigentümliche Anlage des überdeckten Lichthofes: eines viereckigen, meist sehr engen Schachtes, der mitten im Hause vom Dach bis zum ersten Geschos oder selbst Erdgeschos herunterreicht, oben gegen Regen geschützt durch die Lichthaube, die sich nach Art eines großen Dachfensters aus dem Dach erhebt, vorne und an den zwei Flanken geöffnet, an der dritten Seite mit einem Pultdach gedeckt; ursprünglich wohl in Holz gezimmert, später gemauert und leicht gewölbt, heute vielfach durch eine schräge Dachverglasung ersetzt. Die Treppe führt, mit engen, gewölbten Gängen in dicke Mauerwandungen eingebettet, meist aus dem ebenerdigen Flur in einem ersten, geraden oder leicht gekrümmten Laufe unter den Lichtschacht und liegt dann in den weiteren Geschossen neben dem Lichtschacht im Hauskörper, vom Lichtschacht her durch ansteigende Öffnungen mit massiven Mauerbrüstungen und unter abgekanteten Flachbogen beleuchtet; diese Treppen bieten auch in ihrer einfachen Form vielfach einen höchst malerischen Anblick. Kleine, spitzbogig oder rundbogig geschlossene Wandnischen für Stiegenlichter halfen die immer noch recht dunklen Treppen und Vorplätze erhellen. In manchen Lichtschächten blickt von oben der Kranbalken mit Ring und Seil herab, an dem durch eine Winde Ballen in den Dachspeicher gehoben wurden. Flur wie Treppen weisen noch schöne spätgotische Wölbungen mit Kreuz- oder Netzgraten auf; oft hängt an der Wand des Lichtschachtes ein altes Kruzifix oder Heiligenbild. Manchmal genügte ein Lichthof nicht, sondern es folgt weiter hinten ein zweiter (Grundriß S. 37); das seitliche Nebeneinander zweier Lichthöfe hingegen deutet auf Vereinigung von ursprünglich zwei Häusern. In den weniger tiefen Nebengassen war die Lichtschachtanlage unnötig: die schmalen Treppen führen dort knapp hinter dem Eingange an der Straßenseite empor oder sind nach einem ersten in die Tiefe führenden Laufe vom ersten Obergeschos an an der Hofseite angelegt und von dort aus erhellt. (Grundriß S. 11.) Erst mit dem Emporkommen der Renaissance wurden die Treppenanlagen weiter und leichter gebaut: sie rücken aus der dicken Seitenwandung unter den Lichthof selbst heraus, dessen Wände nun von brückenartigen, hölzernen Stiegen und Galerien umgeben erscheinen; die Geländer haben dann barock geschwungene Ausschnitte

oder gedrechselte und gebogene Docken: es ist der Übergang zum galerieumstandenen offenen Hof, der aber selbst in Innsbruck sehr selten ist. Die Treppenanlage in überdecktem Lichtschacht ist eine Eigentümlichkeit, die in Bozen in besonders hervorragenden Beispielen auftritt und sich von hier über die deutschtirolischen und ostbayrischen Städte, doch gegen Norden allmählich abnehmend, hinzieht. Sie ist schwerlich auf südliche Einflüsse zurückzuführen, sondern hat sich als bauliche Notwendigkeit aus einer besonders gedrängten Bauweise ergeben.

Im Erdgeschoß des Altstadthauses befinden sich nur Ladenräume und Magazine, keine Wohnräume. Häufig liegt der heutigen Anordnung, besonders im vorderen Teile, ein einziger, überwölbter

Raum in der vollen Hausbreite, ursprünglich als Verkaufs-, Vor-

ratsraum und Werkstatt dienend, zugrunde und erst später wurde der schmale Flur als eigener Zugang zur Treppe abgeteilt: noch sieht man dessen Gewölbe über die Zwischenwand sich in den Ladenraum fortsetzen. Es scheint also ursprünglich auch hier einen dem süddeutschen „Fleß“ und der norddeutschen „Diele“ ähnlichen erdgeschosfigen Einheitsraum gegeben zu haben. In den Obergeschossen liegen die Wohnungen: in den kleineren Nebengassengebäuden nur je eine, aus Stube, Kammer und Küche bestehend, in den tiefen Häusern am „Platz“ Doppelwohnungen, durch die Stiegenanlage getrennt; an der Straßenseite meist nur eine (Erker-) Stube, hinter ihr die nur mittelbar von der Stube oder vom Vorplatz erhellte, oft ganz dunkle Küche; mittelbar beleuchtete Kammern in der Mitte des Hauses; eine zweite ähnlich zusammengesetzte Wohnung im Hinterhause. Oft



2. Grundriß des Hauses Seilergasse 15.

finden sich noch kleine spitzbogige Eingänge und zierliche Gratgewölbe. Die ersten zwei oder drei Geschosse sind massiv gebaut, ursprünglicher Bestand; im obersten Geschosß begegnen dann oft Holztreppe, Holzwände und rohe Balkendecken als Ergebnis späteren Aufbaues. Die breiten Flure, die in den Bürgerhäusern der kleineren nordtirolischen und der bayrischen Städte die oberen Geschosse oft von der Fassade bis zur Rückseite durchziehen, sind in Innsbruck fast durchaus zu kleinen Vorplätzen oder schmalen Gängen zusammengedrumpft, wieder ein Zeichen einer besonders vorgeschrittenen Raumausnutzung; doch finden sich vereinzelt auch in Obergeschossen über die späteren Einbauten hinweggehende einheitliche Flurwölbungen (Seilergasse 7).

Die Fassade kehrt, schmal und hoch, an den alten Häusern durchaus die Giebelseite der Straße zu. Das Erdgeschosß der Häuser am „Platz“ wird von fortlaufenden „Lauben“ eingenommen; die Nebengassen entbehren der Lauben. Die Lauben sind kein spezifisch italienisches Motiv, doch aber wohl eine mehr südeuropäische Eigentümlichkeit; nördlich der Alpen kommen sie von der Schweiz bis nach Schlesien hin, vereinzelt aber auch in Norddeutschland vor, sind aber wieder ganz besonders den Städten des Inn- und Salzachgebietes eigen. Es sind in Innsbruck nicht die stolzen, hohen, schlanken Säulengänge Oberitaliens, sie ruhen vielmehr, dem andersgearteten nordischen Raumgefühl entsprechend, auf niederen, breit geschwungenen, meist von einem kräftigen Sockel unmittelbar aufsteigenden Bogen; meist noch Spitzbogen, daneben Rundbogen: ein Zeichen des Überganges zur Renaissance. Ihre Verschiedenheit von Haus zu Haus zeigt, daß sie nicht einheitlich und einmalig angelegt sind. Viele haben noch schöne spätgotische gratige Netz- und Sterngewölbe, andere sind einfacher, so manche leider auch modern ausgeflacht; fast alle verweist, vielleicht war aber das mit reicher Wappmalerei ausgestattete des Hauses Nr. 35 der Herzog Friedrich-Straße nicht das einzige bemalte. — Die Oberwand des Altstadthauses ist ursprünglich ohne strukturelle Gliederung, eine glatte Puhfläche. Auch die Fenster der gut erhaltenen alten Beispiele sind meist schmucklos; wo sie reicher ausgestattet erscheinen, haben sie viereckige, gefehlte Steinrahmen mit durchkreuzten Stäben. Das spätgotische

Innsbruckerhaus faßte die Fassade nicht architektonisch, sondern dekorativ auf; der Schmuck erscheint unregelmäßig auf einzelne bevorzugte Teile gesammelt: auf Lauben, Tore, Erker, manchmal auch Giebel. Die Tore haben kraftvolle Umrahmungen aus Nagelfluh: in einigen Fällen noch einfache schmale, öfter aber gedrückte Spitzbogen mit gefehlter Leibung; noch häufiger schon rundbogige Öffnung in oben dreiseitig geschlossenem Steinrahmen, mit zierlichen Durchkreuzungen der in die Kehlen eingelegten Stäbe; endlich aber einfache Rundbogen mit breiter, ungefählter Abschrägung: also Formen, die wieder dem Übergang der Spätgotik in die Renaissance angehören. In ein paar Fällen gefellen sich schon unmittelbar Motive des Renaissanceornamentes hinzu. Ähnlich verhält es sich mit den Erkern. Sie sind kaum in einem deutschen Lande so beliebt wie in Tirol, sowohl im Dorf wie in der Stadt. An ihnen lebt sich die freie Laune der bürgerlichen Gotik so recht aus: am selben Hause Erker von verschiedener Höhe und Form, mit verschieden geformten Anläufen, unsymmetrisch angeordnet; rechteckige, polygonale und runde, bald flach heraustretend, bald kräftig ausladend. Die meisten haben noch gotisch profilierte Anläufe; daneben aber begegnen die Volutenkonsolen der Renaissance. Die Altstadterker haben in ihren Brüstungsreliefs noch einen reichen und erlesenen plastischen Schmuck aufzuweisen, der wiederum wesentlich die Mischung von Gotik und Renaissance zeigt.

Besondere Eigenheit zeigen aber die Giebelabschlüsse. Nirgends finden sich die steilen, hohen Giebel der mitteldeutschen Stadt, sondern niedere, flache Giebel oder vollends geradlinige Abschlüsse. Hinter ihnen lagen einst fast durchaus und liegen auch heute noch vielfach die sogenannten Grabendächer: schmale, niedrige Dachsättel, die sich aber an beiden Langseiten des Hauses gegen das Nachbardach wieder aufbiegen, um durch die so beiderseits geschaffenen Rinnen, „Gräben“, das Regenwasser gegen die Giebelseite des Hauses zu leiten, wo es in einem Rinnenfessel gesammelt und durch Rohre an der Fassadenwand abgeleitet wird. Diese seitlichen Aufbiegungen, die sich an den Innsbrucker Häusern auch am Giebel zumeist verraten, sind manchmal nur ganz gering, manchmal wachsen sie zu ganzen seitlichen Dachpulten oder es besteht das Dach

auch nur aus zwei solchen Pulten, so daß dann der Graben in der Mitte liegt und äußerlich statt der Giebelform ein Schwalbenschwanz erscheint. Manchmal aber (z. B. am Rathaus) ist das Grabendach auch durch eine eben schließende, mit Gesimsmotiven verzierte „Stirnmauer“ verdeckt, die das Haus erhöht und ein ebenes Dach vor- spiegelt. Diese Dachform ist wiederum dem ganzen Stadtgebiet von Brigen nordwärts bis Passau hin gemeinsam. Die gerade abschließenden Hausfluchten haben Anlaß gegeben, diese Bauweise als welsche zu bezeichnen. Doch ist Italien das Grabendach unbekannt und noch Bozen hat stets trauffeitig zur Straße gestellte Dächer. Die ebenen Stirnmauern aber sind nicht die ursprüngliche und nicht die endgültige Form des Grabendachgiebels. Vielmehr war dieser in gotischer Zeit abgetreppt oder gezinnt und erst im späten 16. und 17. Jahrhundert sind diese Treppen- und Zinnengiebel nachweislich in ebene Abschlüsse verwandelt worden, mit der ausgesprochenen Absicht, das Haus dadurch höher und stattlicher erscheinen zu lassen, es zugleich aber dem neuen Geschmacke entsprechend eben zu schließen: die gerade Stirnmauer ist eine Renaissancierung des gotischen Grabendachgiebels. Das Barock und Rokoko haben aus demselben rein künstlerischen Bedürfnis dann geschweifte Giebel an die Stelle gesetzt, in denen die seitlichen Ausbiegungen wieder zum Vorschein kommen. Außerlich gibt sich das Grabendach stets darin kund, daß die Rinnenkessel tief unter der Giebellinie vor Löchern des Scheingiebels hängen; die später meist schräg an den seitlichen Hausrand geführten Fallrohre wirken oft als malerische Belebung der Fläche. Im Giebel gähnt die dunkle Speicheröffnung, über der noch oft der Aufzugbalken der Dachbodenwinde herauschaut.

Mit allen diesen Erscheinungen, namentlich mit den Lichtschächten und Lichthauben, den Lauben, den Stirnmauern und Grabendächern gehört Innsbrucks Altstadt zu der städtebaulichen Provinz des Inn-Salzach-Gebietes, die sich von Brigen bis Passau hinzieht. Doch hat Innsbruck seine besondere Eigenart darin: die Lichtschächte sind hier infolge der besonderen Zusammendrängung der Stadt häufiger als in den Städten der Eberle; die geraden Stirnmauern sind wieder mehr eckigen oder geschwungenen Grabendachgiebeln gewichen; die Erker, die im bayrischen Gebiet bei der Renaissancierung größtenteils

beseitigt wurden, sind hier erhalten geblieben und in besonderer Fülle und Mannigfaltigkeit vertreten.

### Herzog Friedrich-Straße.

Ehemals in ihrem nord-südlich gerichteten Teil „oberer“, im ost-westlichen „unterer Stadtplatz“ genannt; erst 1873 nach Herzog Friedrich mit der leeren Tasche umgetauft. Einst Mittelpunkt des städtischen Lebens, in den daher von allen Seiten die kleinen Gassen münden: Schauplatz der Märkte, Volksbelustigungen und Ritterspiele, Handels- und Herbergsviertel, wie heute noch die alten Wirtshilde und Verkaufsgewölbe veranschaulichen. Die von den schmalen Eingängen der Seitengassen kaum merkbar unterbrochenen Häuserfluchten machen das Straßenbild besonders geschlossen, der mittlere „Platztrichter“ wirkt inmitten des sonstigen dunklen Gewinkels wie ein heller, freier Saal. Da sich an ihm die hervorragendsten Bauten sammeln, erlebt man, von der „Neustadt“ kommend, den Eintritt in das Innere als eindrucksvolle Steigerung; dabei sind die höchsten Akzente auf zwei Punkte verteilt: in der rechten Platzwand steigt in ernster Wucht der Stadtturm empor, in der abschließenden Häuserfront funkelt das „Goldene Dachl“. Nirgends sind die Häuser so zusammengeballt, so reich und schwer mit Erkern behängt wie hier: das dichte Nebeneinander dieser hohen, schmalen Erker gibt der Straßenwand eine seltene Kraft der Formen, ein ungewöhnliches plastisches Leben (Abbildung 2). Die Laubenbögen, sich bald höher hebend, bald tiefer senkend, fassen als durchgehendes Motiv den Eindruck stark zusammen und beschwingen den Blick in die Tiefe hinein. Von nicht geringer Bedeutung für die besondere Wirkung des Stadtbildes sind die zahlreichen, bald schmaleren, bald breiteren Mauerstützen, die, einst als Schutz gegen die Erdbeben erbaut, schräg gegen die Hauswand anlaufen und sich oben in sie verlieren, oft in freien Ausschnitten den ihnen in den Weg tretenden Baugliedern ausweichend: sie bewirken, daß kaum eine Wand ganz gerade, kaum eine Hausecke ganz senkrecht erscheint; überall schwingen sich leise die Kanten, lehnen sich die Flächen empor, stemmen sich die Stützen an: an Stelle starrer allenthalben weiche Linien, die den Eindruck freien organischen Wachstums erwecken.